Auf die Deiche!

Von Gustav Frenssen.

Unsere Feinde wollen von Frieden noch nichts wissen. Sie wollen noch einmal versuchen, den Sieg zu erringen, wollen noch einmal alle ihre Kräfte zusammenraffen und mit der allerhöchsten, mit der ungeheuersten Wucht, Not, Angst und Qual im Herzen, gegen uns heranbrechen. Frankreich wird noch einmal seine Heere sammeln und seine Jünglinge, ihren gefallenen Vätern nach, in den Kampf werfen. Rußland wird noch einmal tief in die Massen seiner Völker greifen. England wird noch einmal um den Erdball fassen, nach allen Gebieten seiner Herrschaft, wird noch einmal in seine goldenen Keller langen und Gold und Edelsteine über die Erde streuen, wird noch einmal versuchen, seine ganze Macht gegen uns zu führen. Wie wenn die wilde Nordsee, die ungeheuerlich tobende, gegen die Deiche bricht, so wollen unsere Feinde noch einmal gegen den Deich unserer eisernen Wehr anstürmen.

Der Deich muß halten! Es gibt einige Leute unter uns — es sind nicht viele, aber doch einige — die sind schon schwach geworden vor dem, was über uns gekommen ist. „Genug!" sagen sie, „laßt uns sehen, ob wir nicht zu irgendeinem Frieden kommen!"

Ja, wenn die Feinde wollten! Aber sie wollen ja nicht! Nein, sie wollen nicht! Sie wollen den Krieg! Und sie wollen den Sieg! Sie kommen mit der Lüge, daß wir aus eitel Lust, Mutwillen und niedriger Gesinnung ihre Städte und Dörfer in Asche gelegt. Sie kommen in der Absicht, sich alles und jedes wiederzuholen, was sie in dem langen Kriege verloren haben. Ihre Toten aus den Gräbern wollen sie von uns wiederhaben, ihre Schiffe auf dem Meeresgrund, die Bannware und Granaten gegen uns führten, ihre Tonnen Goldes, die sie fremdem Volk haben geben müssen. Bis auf die Glassicherben, die in London auf die Straße prasselten, alles, alles wollen sie an uns rächen: jede Stunde der Angst, jeden Verlust, jeden Menschen. Alles, alles fordern sie mit wahnsinnigem Haß von uns, und fordern es ohne irgendwelches Bedenken, ohne irgendwelches Gewissen, ohne irgendwelche Grenzen.

Wahrhaftig, der Deich muß halten! Wahrhaftig, es ist nötig, daß wir uns wehren! Wahrhaftig, rollte unser Wagen von unserer Höhe herab, Gott selbst würde uns zwingen, daß wir und unsere Kinder wieder in die Speichen griffen, und mit Schweiß und Qual und Blut, an ungeheuren Abgründen vorbei, so wie die deutsche Geschichte es berichtet, den Wagen unseres Volkes wieder in die Höhe brächten, dahin, wo Gott ihn hat haben wollen, daß wir ihn da halten und weiterführen, hinein in immer hellere Zukunft, wie es Gott gefällt!

Ja, der Deich muß halten! Wir müssen standhalten und siegen! Wir müssen es schon wegen des Gewissens und wegen der Gerechtigkeit. Es ist uns ganz und gar unmöglich, daß wir unsere heilige, reine Sache von unseren Feinden vor der ganzen Welt in den Schmutz treten lassen. Die Menschheit muß erkennen, daß wir an diesem Krieg unschuldig sind, daß wir ein Volk von reinem, edlem Willen waren, von großer Freundlichkeit zu den Menschen, und gerade dasjenige Volk, das am meisten von allen großen Völkern der Erde hinausgewachsen war über jeglichen Gedanken an Krieg und Kriegeführen. Und so stehen wir und verteidigen uns. Wie wohl in früheren Zeiten oft genug geschehen ist, daß einer vor der Tür seines Hauses stand, das Schwert in der Hand, und den Eingang zu Weib und Kind verteidigte, den Zugang zu seiner Ehre, so stehen wir, das ganze deutsche Volk, und wehren ab Schmach und Untergang.

Aber das Standhalten, das Stehen, wo wir sind, das genügt noch nicht! Wir halten nun schon jahrelang stand, und werden es auch weiter können; aber dabei dürfen wir uns nicht beruhigen. Wir wollen ja mehr als standhalten, viel mehr: wir wollen ja den Frieden! Wenn wir aber den Frieden wollen, dann ist es nötig, daß wir den Sieg gewinnen! Rußland, Frankreich und England wollen weiterkämpfen! Sie bringen immer wieder neue Heere hervor, sammeln immer wieder neue große Machtmittel und suchen immer neue Bundesgenossen zu werben, geheime und offene. Und England zumal! Es hofft auf die Zeit. England denkt dabei immer an seinen letzten großen Krieg, an den, den es gegen Napoleon führte. Zehn Jahre lang kämpfte es mit ihm. Zehn Jahre lang hatten die Engländer wenig Hoffnung, ihn zu besiegen. Ja, er wurde immer größer, immer gewaltiger. Er wurde Herr von Europa. Und doch, zuletzt, besiegten sie ihn, den großen Schalten, der über ihrem Lande gehangen hatte. Das steht immer vor ihren Augen; das muß Deutschland bedenken!

Es geht nicht mehr an, daß unsere Brüder da draußen Heimweh, Not, Wunden und Tod allein ertragen, Monat um Monat, und all die anderen Millionen im Vaterland, die durch den Zufall der Geburt zu jung oder zu alt oder zu schwach sind, in alter Ruhe dahinleben, in altem Trott, in alter Arbeit und denken: sie halten stand! Wahrhaftig, es geht nicht mehr an, daß die Millionen daheim während ihrer Tagesarbeit in Kummer, Sorgen und Liebe der Fronten gedenken und abends, die Ohren mit den Fäusten zugedeckt, über den Zeitungen sitzen und denken: sie halten stand! Wahrhaftig, es ist nicht mehr anständig, daß viele hunderttausend tüchtige Hände hier zu Hause und im Lande so dies und jenes betreiben, dies und jenes, was denn nun gerade ihr Beruf oder ihr Verdienst oder ihre Freude ist, während rund ums Haus die Welt von Feuer loht.

Sie halten stand, unsere Brüder! Ach selbstverständlich halten sie stand! Rede doch davon nicht länger! Das wissen sogar unsere Feinde, daß wir standhalten! Siegen können die Deutschen großartig, aber standhalten können sie noch besser, können sie wie kein Volk auf der Welt . . . weil sie Pflicht in sich haben! Rede davon nicht! Rede nicht vom Standhalten! Sing' ein neues Lied! Vom Siegen rede! Vom Siegenwollen, und noch mehr vom Siegenmüssen! Ja, davon rede: von dem Siegenmüssen, und daß du, du für deine Person, teilnehmen mußt an diesem Siegenmüssen! Oh, schweig vom Standhalten! Rede vom Siegen! Und während du davon redest: grabe mit, wuchte mit, drehe mit, schiebe mit, rolle mit, wache mit, schreibe mit, rechne mit, grüble mit! Hilf mit an der Feuerarbeit deiner Brüder, an diesem grausigen Tagewerk vom Morgen bis an den Abend und wieder an den Morgen, an dieser Volksarbeit für Leben und Tod, an dieser Ein-und-Alles-Arbeit des deutschen Volkes, an diesem großen deutschen Frühling 1917! Daß du doch ja mit gesiegt habest! Daß du dich doch ja mitfreuen kannst, wenn die Kirchenglocken läuten! D. K.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Der Krieg nimmt seinen Fortgang.

Weichmütige Leute haben versucht, so schreibt die ‚Köln. Ztg.', in der Vierverbandsantwort auf unser Friedensangebot ein Hintertürchen aufzufinden, wodurch man vielleicht noch zu Friedensverhandlungen gelangen könne. Solche Leute vergessen, daß es der Würde des deutschen Volkes und der Gerechtigkeit unserer Sache nicht entspricht, nach Hintertüren zu spähen. Wir haben nicht aus Schwäche, sondern im Interesse der leidenden Menschheit und der bedrohten Zivilisation offen vor aller Welt ein Friedensangebot gemacht, und das Angebot ist unter Schmähungen und Verleumdungen der Mittelmächte zurückgewiesen. Wir holen uns den Frieden, den die Feinde uns in ihrer Raublust nicht zugestehen wollen. Sie mögen versichert sein, daß es nun ganz und gar deutscher Friede werden wird, wohl wird bis dahin noch viel neue Not und neues Elend über die Welt kommen; aber das ist nicht unsere Schuld. Vor Gott und der Menschheit, wie der Kaiser sagt, fällt den feindlichen Regierungen allein die schwere Verantwortung für alle weiteren furchtbaren Opfer zu. Wollen die Feinde die Not der Menschheit beenden, so mögen sie zu uns kommen und um Frieden bitten. Wir werden alle Opfer der Zukunft tragen, dessen mag die Welt versichert sein, und seien sie noch so schwer; denn sie gelten dem einen, für das uns kein Opfer zu teuer ist, dem Vaterland.

*

Furcht vor Mitteleuropa.

In einer Unterredung mit einem amerikanischen Journalisten sagte der englische Minister Henderson: Sollte es nicht möglich sein, die deutsche Militärmacht einer Regierung zu unterstellen, die sich moralisch beherrschen könnte, so müßte diese Militärmacht hinreichend geschwächt werden, damit sie nicht wieder Schaden anrichten könnte. Wenn jetzt ein Frieden geschlossen werde, so müßte man bedenken, daß es Deutschland zwar nicht gelungen sei, seine Feinde zu besiegen, wohl aber die eigenen Verbündeten, Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien Deutschlands Willen zu unterwerfen. Mitteleuropa sei eine politische Wirklichkeit geworden. Eine so starke Militärmacht unter Deutschlands Führung könnten die Verbündeten nicht dulden.

*

Die „harmonische Offensive".

Der Pariser ‚Matin' sagt, die Reise Briands und Lloyd Georges nach Rom entspringe dem Wunsche, den militärischen Offensivplan der Verbündeten für 1917 harmonisch zu gestalten. Die Blätter sehen in diesem Besuche die Bestätigung der unerschütterlichen Entschlossenheit und der Solidarität, die alle Regierungen der Verbündeten einten. Die italienische Presse erwartet von der Konferenz in Rom eine Lösung aller schwebenden Fragen, insbesondere hinsichtlich des Feldzuges in Rumänien und Mazedonien.

*

Kein Serbe mehr vor Monastir.

Die Wiener ‚Neue Freie Presse' meldet aus Sofia: An der Monastir-Front sind die wenigen übriggebliebenen serbischen Truppen kriegsmüde geworden, nachdem die Verheißung, Monastir werde die Hauptstadt des neuen serbischen Reiches werden, bisher nicht erfüllt wurde. Ganze Abteilungen ergaben sich in der letzten Zeit, weshalb Sarrail die Serben zurückzog und durch Italiener ersetzte. Vor Monastir steht kein Serbe mehr.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*König Ludwig von Bayern erließ aus Anlaß seines Geburtstages (7. Januar) eine ausgedehnte Amnestie für Heeresangehörige und für solche Leute, die vor dem Krieg auf Grund gerichtlicher Entscheidungen aus dem Heeresverband ausgesetzen waren.

* Aus Anlaß der Rückkehr des amerikanischen Botschafters Gerard nach Berlin veranstaltete die dortige amerikanische Handelskammer ein Festessen, zu dem viele hervorragende Persönlichkeiten geladen waren. Es wurden herzliche Begrüßungsansprachen ausgetauscht und insbesondere sprachen Botschafter Gerard und der Staatssekretär des Äußeren Zimmermann ihre Genugtuung über den Stand der deutsch-amerikanischen Beziehungen aus.

*Nach längeren Verhandlungen sind die Regierungen Deutschlands und Englands dahin übereingekommen, alle internierten Bürger über 45 Jahre gegenseitig auszutauschen. In England befinden sich 4000 deutsche Bürger über 45 Jahre, die interniert sind, in den überseeischen Ländern etwa 3000. In Deutschland beträgt die Anzahl der internierten Engländer etwa 700.

*Der Bundesrat hat die Wirksamkeit der Verordnung vom 7. August 1914, nach der Personen, die im Auslande ihren Wohnsitz oder Sitz haben, ihre vor dem 31. Juli 1914 entstandenen vermögensrechtlichen Ansprüche von inländischen Gerichten nur mit Bewilligung des Reichskanzlers geltend machen können, bis zum 30. April 1917 verlängert. Der Bundesrat hat ferner für Wechsel, die in Elsaß-Lothringen zahlbar sind, die Protestfrist abermals in der Weise verlängert, daß sie frühestens am 30. April 1917 abläuft.

*Nachdem das Mandat des Abg. Dr. Liebknecht für den 11. Berliner Landtagswahlbezirk erloschen ist, findet dort eine Ersatzwahl statt. Der Termin für die Wahlmännerersatzwahlen ist auf Mittwoch, den 21. Februar 1917 angesetzt. Die erstere engere Urwahl hat der Oberpräsident auf Dienstag, den 6. März angeordnet, die zweite engere Urwahl auf Dienstag, den 13. März.

England.

*Die norwegische Antwort auf die letzte Note hat in Londoner Kreisen allgemein befriedigt. Man nimmt an, daß der englisch-norwegische Konflikt damit endgültig erledigt ist.

Schweiz.

* Nach verschiedenen Blättermeldungen haben sowohl der Gesandte des Deutschen Reiches als auch der Botschafter Frankreichs im Bundeshause anläßlich der Polemik über eine behauptete Bedrohung der schweizerischen Neutralität durch einen der kriegführenden Staaten neuerdings formelle und durchaus beruhigende Zusicherungen ihrer Regierungen betreffend Respektierung der schweizerischen Neutralität abgegeben.

Holland.

*Der Minister des Äußern hat auf eine Anfrage eines Mitgliedes der Zweiten Kammer geantwortet, daß die holländische Regierung keine Schritte zur Förderung des Friedens unternehmen werde, da sie davon überzeugt sei, daß derartige Schritte ihrerseits unter den gegenwärtigen Umständen dem beabsichtigten Ziel nicht nützlich sein würden.

Rußland.

*Die Duma behandelte das von der Regierung plötzlich eingebrachte Gesetz des allgemeinen Arbeitszwanges. Der Referent Zawitsch erklärte, die Duma dürfe der Regierung nicht Vollmacht zu der selbständigen Ordnung der Frage geben. Die wichtigsten Interessen des Volkes ständen auf dem Spiele. Der erste Redner in der Aussprache, Miljukow, führte aus: Die Regierung hat den offenen Kampf mit der Duma aufgenommen. Die Behandlung der Duma ist nur eine scheinheilige; bald wird sie auseinandergeschickt werden. Wir begrüßen die klare, deutliche Sprache des Zarenerlasses, aber die großen Mängel müssen abgeschafft werden, ehe der Sieg zu erreichen ist. 1905 soll der Regierung eine Warnung sein.

Griechenland.

* Die vierverbandsfeindlichen Kundgebungen in Athen dauern an. Angesichts der nicht mißzuverstehenden Haltung Athens, wie sie nach den Beratungen des Königs mit den hervorragendsten Staatsmännern Griechenlands in Erscheinung getreten ist, fordern der ‚Matin' und andere Pariser Blätter den Verzicht der Verbündeten auf jede weitere diplomatische Erörterung der Gegenvorschläge. Diese seien lediglich als Zeitgewinn zu betrachten. Beredter als alle diplomatischen Auskunftsmittelchen Athens seien die von dort ausgehenden Gewaltakte gegen die den Verbündeten ergebenen Elemente. — Den Vierverbandsblättern zufolge trifft die Athener Regierung fortgesetzt kriegerische Vorbereitungen.

Asien.

* Die bei Eröffnung des japanischen Parlaments verlesene Thronrede beschäftigt sich vornehmlich mit der äußeren Politik. Sie preist das russische und englische Bündnis als Angelpunkte japanischer Außenpolitik, woran stets festgehalten werden müsse. Keinesfalls dürfe Japan seine Verbündeten in der gegenwärtigen schweren Stunde verlassen. Es wurde ein Ausschuß unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten eingesetzt, der die Aufgabe hat, die Beschlüsse der Pariser Konferenz in die Tat umzusetzen. Die italienische Regierung hat der japanischen Regierung mitgeteilt, sie wünsche den gegenseitigen Handelsvertrag zu kündigen und eine Zollunion abzuschließen.

Der Fall Guntram.

8] Kriminalroman von Wilhelm Fischer.

(Fortsetzung.)

„Auf chemischem Wege ist meist die Schrift entfernt," meinte der Rat mit aller Bestimmtheit.

„Überraschte mich diese Entdeckung schon in höchstem Maße, so können Sie sich mein Entsetzen denken," fuhr der Konsul erregt fort, „als ich fand, daß auch die zu den beseitigten Namen korrespondierenden Schuldbekenntnisscheine, oder, wie sie meine Leute nennen, Beichtzettel, verschwunden waren. Offenbar hat man mich bestohlen, um Material zu ungeheuerlichen Erpressungen zu erhalten."

„Ich kann Ihnen jetzt mitteilen, Herr Konsul, daß die Erpresser bereits ein Opfer haben, die Baronin. Die Unglückliche hat den Blutsaugern 18 000 Mark bezahlt, ihnen ein Halsband im Werte von 20 000 Mark ausgehändigt. Die Schurken forderten noch 12 000 Mark, die sie nicht auftreiben konnte, und so ging sie in den Tod," erzählte der Kriminalkommissar dem entsetzt aufhorchenden Bazarfürsten, der fassungslos den Kopf hin- und herwiegte. „Nur diese ungeheuerlichen Erpressungen, diese unverschämten Forderungen der Spitzbuben, die bei Ihnen gestohlen haben, führten die Katastrophe herbei. Die Schurken operierten von Anfang an planmäßig und zielbewußt. Wie viele dieser Scheine vermissen Sie?"

„Nach oberflächlicher Schätzung sind mir ungefähr 25 Stück gestohlen worden."

„Können Sie uns die Namen der Aussteller derselben mitteilen?" fragte der Polizeirat.

„Das Schlimmste ist, daß ich das jetzt nicht mehr kann. Die Register führe ich selbst. Aus Humanität betreibe ich die Sache ganz kaufmännisch, d. h. ich räume den Ausstellern dieser Schuldbekenntnisse eine dreijährige Verjährungsfrist ein, dergestalt, daß ich jeden neuen Schein nur drei Jahre zurückkontrolliere. Wenn also eine Diebin heute ertappt wird, so kontrolliere ich nur die Register der letzten drei Jahre. Hat sie mich in der Tat vor vier Jahren schon einmal bestohlen, so kommt das nicht mehr in Betracht. Wie ich mich nun überzeugt habe, hat man mir nur die Scheine aus 1899 gestohlen. Durch die Löschung der korrespondierenden Namen im Register 1899 haben die mit meinem System genau vertrauten Verbrecher mir die Ausforschung der Ausstellerinnen tatsächlich unmöglich gemacht. Ich kann die Unglücklichen nicht einmal warnen."

„Könnten Sie das nicht durch eine öffentliche Bekanntmachung?" meinte der Rat.

Der Konsul machte ein bedenkliches Gesicht: „Das kann ich aus mancherlei Gründen nicht. Bedenken Sie. Im Laufe der Jahre haben sich in meinem Aktenheft etwa 300 derartiger Scheine angesammelt."

„So viel?" fragte Brand erstaunt, während der Polizeirat mit verkniffenem Gesicht dasaß; er ärgert sich über die Macht, die der kleine dicke Mann vor ihm tatsächlich über die dreitausend Aussteller dieser entwürdigenden Scheine besaß. Das ganze System dieses Mannes empörte ihn, obwohl er ihm zugestehen mußte, daß es ein durchgreifendes Mittel, sich vor Diebstahl und den Scherereien zu schützen, die eine andere Praxis im Gefolge gehabt haben würde, nicht gab. Durch sein System schützte der Konsul sich und seine Leute vor den zeitraubenden Begleiterscheinungen zahlloser Verhandlungen vor Gericht.

Diesen Gedanken spann auch der Konsul aus: „Sie sind verwundert, meine Herren? Doch bedenken Sie, wenn ich mir diese Sicherheitsscheine für mich nicht ausstellen ließe. Entweder zeige ich jede Ladendiebin an, mache sie und ihre Familie unglücklich und stehe als Chikaneur, Barbar und moderner Großinquisitor vor aller Welt da, oder ich lasse mich bestehlen wie der heilige russische Fiskus. Ich muß jeden Lärm vermeiden, daher mein Defensivsystem gegen Kleptomanie und Stehlsucht. Daher auch meine Abneigung, den Einbruchdiebstahl bei mir an die große Glocke zu hängen. Noch ein anderer Umstand veranlaßt mich, die Flucht in die Öffentlichkeit nicht zu ergreifen. Ich kann unmöglich wegen ein paar Menschen Tausende in Angst und Aufregung versetzen. Das wäre um so zweckloser, als ich annehme, daß die Erpresser inzwischen ihre Scheine verwertet haben dürften, denn der Diebstahl dürfte in die aufregende Zeit der Erkrankung und des Hinscheidens meiner armen Frau, wo alles bei mir drunter und drüber ging, ausgeführt worden sein."

„Was veranlaßt Sie zu dieser Folgerung, Herr Konsul?" fragte Brand interessiert.

„Meine Frau war die letzten Jahre derart gereizt und so nervös, daß sie die geringste Kleinigkeit furchtbar erregte. Unter diesen Anfällen litt ihre Umgebung am meisten. Ich selbst weilte deshalb gerne fern von Madrid, in Wien und Petersburg. Meine Frau wechselte die Dienerschaft wie ihre Handschuhe. Sie wollte immer neue Gesichter um sich herum haben. Bei diesem ewigen Wechsel muß es dem mit den Gepflogenheiten meines Geschäftes und meines Hauses anscheinend sehr vertrauten Erpresser gelungen sein, irgend eine Person in meinen Haushalt einzuschmuggeln, mit deren Hilfe der Diebstahl ausgeführt wurde."

Brand nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Sie werden mir zugeben müssen," fuhr der Konsul fort, „daß dieses Verbrechen ebenso originell wie raffiniert ist. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich es entdeckte. Na, ich decke den Brunnen zu, indem ich sämtliche Scheine heute als Depot bei meinem Bankier hinterlege."

„Hegen Sie nun einen Verdacht, und in welcher Richtung bewegt er sich?" fragte der Kriminalkommissar.

Der Konsul zuckte die Schultern: „Darüber bin ich mir noch nicht ganz im klaren. Ich bin kein Kriminalist. Mehr als Ihrer Einsicht und Erfahrung den Fall zu unterbreiten, vermag ich nicht. Daß es Hausdiebe sind, liegt nahe, aber die Möglichkeit, daß ein meinem Hause fernstehender Abenteurer von meinem Schutzsystem, sei es durch mich oder durch meine Leute erfahren hat, ist nicht ausgeschlossen. Wenn eine vornehme Dame bei einem Diebstahl ertappt worden ist, so gibt das bei uns immer eine gewisse Sensation. Das drückt sich denn nach außen hin durch. Ich beschäftige allein in meinen drei Häusern über zehn Detektivangestellte, deren